Zeitschrift: Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am Departement Architektur der ETH Zürich

Herausgeber: Departement Architektur der ETH Zürich

Band: - (2014)

Heft: 24

Artikel: Normen sind keine Gesetze

Autor: Cafosch, Stefan

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-919431

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

NORMEN SIND KEINE GESETZE

IM GESPRÄCH MIT...

Stefan Cadosch

098

transRedaktion (tr): Herr Stefan Cadosch, weshalb gibt es Normen?

Stefan Cadosch (sc): Der Wunsch nach Normierung oder Regelung entsteht zumeist aus einer Unordnung heraus. Eine der frühesten Normen, die der SIA – der Schweizerische Ingenieur- und Architektenverein – herausgegeben hat, war die Backsteinnorm im Jahr 1883. In der Schweiz gab es etwa fünfzig Ziegelwerke, welche alle unterschiedlich grosse Backsteine produziert haben. Natürlich war das vereinzelt auch beabsichtigte Kundenbindung, denn wenn ein Gebäude mit einem Backstein gebaut wurde, dann musste man bei der Renovation wieder denselben Stein nehmen. Es existierte also eine Unordnung. Deshalb hat man beschlossen: Es braucht eine Norm, die festlegt, wie ein Backstein – Länge, Breite, Höhe – sein muss. Grundsätzlich ist es eine untergeordnete Fragestellung, ob ein Backstein 18 oder 19 Zentimeter breit ist, aber es braucht eine Verbindlichkeit, um die Übersicht bewahren zu können. Es handelt sich also primär um ein reines Ordnungsprinzip. Ein Normenwerk ist immer ein Ordnungsprinzip.

Man kann von einem uralten Gesetz sprechen: Wo mehr als zehn Menschen zusammenkommen, beginnen sie, etwas zu ordnen, zu normieren. Das Ergebnis kann dann als Norm, Gesetz oder Übereinkunft bezeichnet werden. Der Mensch hat ein Ordnungsbedürfnis. Wenn es zehn Lösungen für das gleiche Problem gibt, dann hat er Lust und Freude, darüber zu diskutieren und Regeln festzulegen, die dann für alle gelten. Aber wenn man verantwortungsbewusst handelt und arbeitet, braucht man nicht zwingend Normen.

tr: Und wie entstehen Normen heute; wie geht der SIA vor? Wann werden neue Normen geschaffen, alte Normen verändert oder abgesetzt?

sc: Das Baunormierungswesen in der Schweiz ist ein kontinuierlicher Prozess. Wir betreiben fast zweihundert Normenkommissionen, deren Mitglieder sich – je nach Dringlichkeit – mehrmals jährlich treffen. Die Kommissionen sind aber stets ‹im Dienst›. Normen sind lebendige Instrumente, die täglich angewendet werden. Die Personen, die an der Normierung arbeiten, haben ein vitales Interesse daran, das aktuelle Wissen über die Regeln der Baukunst einfliessen zu lassen. Sie arbeiten täglich in diesem oder in verwandten Gebieten, wenden die Normen selber an, horchen nach Veränderungen und merken als Erste, wenn sich Einflussfaktoren verändern oder Aspekte nicht mehr marktkonform sind. Das wird in die Kommission eingebracht, welche dann über Änderungsanträgen von Bauherren, Behörden, Fachleuten und Unternehmern brüten.

Unsere Absicht ist, dass die Normen die Regeln der Baukunde abbilden. Wir wollen nicht ein stures und starres Normenwerk, sondern ein Arbeitsinstrument, das so vernünftig wie möglich, so einfach wie möglich, so verständlich wie möglich und so anwendungsfreundlich wie möglich ist. Es sind nicht fünf Weise im Elfenbeinturm im zwölften Stock, die da etwas austüfteln, sondern das Instrument muss 100% praxistauglich sein – also muss es 100% von praxisorientierten Fachleuten erstellt und erprobt werden.

Ich bin sehr glücklich, dass das Allermeiste schweizerisch-basisdemokratisch gelöst wird. Das Geheimnis, aber auch die Herausforderung ist nur, dass alle Beteiligten mit im Boot sitzen. Eine Norm funktioniert ja nur, wenn sie die Mehrheit akzeptiert, sonst ist sie nicht lebensfähig. Naturgemäss gibt es immer Diskussionen: Fast immer braucht es tragfähige Kompromisse, zuweilen haben die Unternehmer, zuweilen die Ingenieure und Architekten, und manchmal hat die Industrie ein Quäntchen mehr Gewicht. Immer aber geht es um die Ausgewogenheit. In der Schweiz haben wir die weltweit einmalige Spezialität, dass ein privater Verein das Normenwesen im Baubereich regelt und überwacht. Das bedingt ein hohes Verantwortungsbewusstsein, erfordert aber auch das Einbinden aller Marktbeteiligten.

Es ist und bleibt aber ein permanenter Kampf, in jeder Gesellschaft: Wie viel Reglementierung brauchen wir und wie viel ist übertrieben? Wir sind sehr stolz auf unser doch sehr schlankes Normenwesen. Wir haben rund zweihundert Baunormen in der Schweiz, was wir als eine vernünftige und überschaubare Menge empfinden. Die EU verfügt im genau gleichen Bereich, den wir mit zweihundert Normen abdecken, über mehr als zweitausend Normen. Der Druck, diese zu übernehmen, besteht aber natürlich. Dann wird es schon wesentlich komplizierter. Wir versuchen, die Euronormen auf unsere Verhältnisse anzupassen. Aber der internationale Druck, dass es weltweit gleiche Normen gibt, der existiert und der ist auch verständlich.

tr: Trotzdem entsteht der Eindruck, es gebe immer mehr Normen, Reglemente, Gesetze – nicht nur in der Baubranche. Woher kommt das? In welche Richtung geht die heutige Diskussion zur Normierung? Stossen Normen vorwiegend auf Zustimmung oder begegnen die Architekten ihnen mit Gleichgültigkeit oder sogar Wiederstand?

sc: Der Grundsatz ist der: Normen sind nie sexy. Als Architekt geht man nicht von der Hochschule ab und sagt: «Jetzt lerne ich die Normen auswendig». In der Regel ist es so, dass man fünf bis zehn Jahre als Architekt unterwegs ist und sich vielleicht mit sechs oder sieben Normen von den zweihundert befasst hat und den anderen ist man kaum begegnet, man hat sie noch nicht gebraucht. Es gibt wohl keinen Architekten in diesem Land, der sagt: «Ich liebe das Normenwerk und ich brauche es täglich». Das ist auch nicht der Anspruch. Sondern – das unterschätzen viele – es hat einfach einen hohen rechtlichen Glaubhaftigkeitsgrad.

Normen sind dann wichtig, wenn es zu Streitigkeiten kommt. Architekten exponieren sich mit ihrer Tätigkeit gesellschaftlich, aber auch juristisch, unglaublich stark. Solange es sich um einen Entwurf auf Papier handelt, ist es ihr persönliches Werk. Sobald das Werk aber gebaut ist, ist es nicht mehr allein ihr Entwurf. Es wird bespielt, benutzt, bewohnt. Und wenn etwas passiert, dann sind die entscheidenden Fragen: Wer hat Schuld? Und wer wird belangt? Der Architekt ist sehr weit vorne in der Verantwortungskette, wenn etwas schief läuft. Die Normen sind keine Gesetze. Sie sind nicht Vorschriften, sondern sie bilden die allgemeine Erkenntnis und die Regeln der Baukunde ab. Tritt nun ein Bauschaden auf und kommt es zu einer gerichtlichen Beurteilung der Schuld- und Haftungsfrage, dann refe-

renziert das Gericht – weil es keine besseren Instrumente gibt – oft zurück auf diese SIA-Normen. Man kann sie zwar jederzeit in Frage stellen, man kann sie auch jederzeit umgehen, aber man übernimmt entsprechend Verantwortung für das, was man baut. Natürlich gibt es Normen, die den Architekten in seinem Tun ‹einschränken› – eben wenn er sich nicht frei fühlt, über Geländer- oder Brüstungshöhen zu bestimmen. Aber der gute, geschickte Architekt nimmt Normen nicht als Hemmnisse wahr, sondern als grundsätzliche Gültigkeitslinie, die er interpretieren kann.

Die Norm entbindet einen nicht, zu denken. Sie kann den Architekten nicht davon befreien, ein richtiges und gutes Konzept zu machen. Sie gibt ihm nur ein Arbeitsinstrument in die Hand.

Als junger Mensch ist es eine grosse Lust und Freude, Normen in Frage zu stellen und sie zu pulverisieren. Und – es ist ein bisschen frustrierend – je weiter man im Berufsleben geht, um so mehr weiss man: Es gibt nichts Besseres. (lacht) Aber ich bin immer sehr froh, wenn junge Leute diese Geschichten in Frage stellen. Das ist das Wichtigste als Architekt, dass man nicht alles glaubt, was man vorgesetzt bekommt, sondern dass man hinterfragt. Die Architektur entwickelt sich nur mit kritischen Fragen. Wenn man einfach übernimmt und sagt «alles ist super», dann bleiben wir stehen. Was aber nicht heisst, dass man immer alles hinterfragen muss.

tr: Sie haben 2011 entschieden, sich als Präsident stärker im SIA einzubringen: Was war oder ist Ihre Motivation dafür?

sc: Ich denke als Architekt und als Ingenieur hat man eine gesellschaftliche Verantwortung. Und die kann man unterschiedlich wahrnehmen. Die meisten wollen mit ihren Bauwerken Beiträge leisten. Das will ich mit den Bauwerken in unserem Büro auch! Aber ich habe in meiner Laufbahn als Architekt oft festgestellt, dass der SIA Einfluss auf unsere tägliche Arbeit nimmt. Ich war interessiert: Was machen die, warum machen die das, was ist die Motivation dahinter? Ich habe mich auch aufgeregt über gewisse Dinge, die ich als überflüssig, überholt oder nicht zeitgemäss empfand. Ich hab das auch hie und da gesagt und irgendwann wurde ich gefragt: «Ja wenn du das so kritisch siehst, dann versuch es doch mal selber zu lösen». Meine Meinung ist, dass man sich engagieren sollte. Mich interessiert die höchstmögliche Qualität. Und das ist für mich einer der wichtigsten Gründe, sich im SIA aktiv zu sein. Oft hört man, der SIA sei ein elitärer Club, weil man einen Hochschulmaster mitbringen muss, um mitmachen zu können. Wenn man das nicht hat, muss man nachweisen, dass man sich wirklich für die Belange der Architektur- oder der Ingenieurbaukunst einsetzt. Und das kann nicht jeder. Wenn also der Anspruch auf Qualität und herausragende Leistungen elitär ist, dann sind wir gerne elitär…

tr: Denken Sie, dass es einen geschützten Berufsbegriff für Architekten geben sollte?

sc: Ich war bis vor einem Jahr stark der Meinung: Das braucht es, um Willkür zu verhindern, die richtigen Aufgaben durch die richtigen Fachleute zu bearbeiten und die Gesellschaft vor Scharlatanerie zu schützen. Jetzt bin ich der Meinung: Das braucht es nicht, weil die grundsätzlichen Probleme dadurch nicht gelöst werden. Die Diskussion über ein Architektengesetz kommt im SIA so alle zehn Jahre einmal auf. Es gibt immer wieder die Bemühung, ein Berufsschutzgesetz durchzubringen. Es gibt fast überall in Europa solche Gesetze, ausser in der Schweiz. Aber das Gesetz kann die grundsätzlichen Herausforderungen nicht lösen. Das zeigt uns, dass wir da anders vorgehen sollten. Und vor allem – das finde ich elementar – wir haben und hatten in der Schweiz sehr gute Architekten, die keinen klassischen Hochschulabschluss in Architektur aufwiesen, beispielsweise Le Corbusier, Peter Zumthor, Dolf Schnebli… Diese Chance, dass die ganz Guten auch aus branchenfremden Bereichen Architekt werden können, muss bestehen bleiben. Natürlich, sie haben schon solide Aus- und Weiterbildungen absolviert, die hohe Qualitäten aufweisen, aber grundsätzlich: Corbusier war ein Uhrengraveur, Zumthor war ein Tischler. Gerade in Deutschland oder Österreich, die eigentlich sehr ähnlich organisiert sind wie wir, existieren Architektenkammern und Architektengesetze, aber sie haben genau die gleichen Herausforderungen und Sorgen wie wir auch. In der Summe aller Rahmenbedingungen bin ich deshalb überzeugt, dass das Architektengesetz uns nicht weiterbringt. Wir müssen auf allen Ebenen Qualität erzeugen, wir müssen mit unserer Arbeit überzeugen. Und das lässt sich nicht gesetzlich regeln.

tr: Was haben Sie für Zukunftsziele im SIA, in welche Richtung möchten Sie den Verein steuern?

sc: Ich hab das grosse Glück, dass der SIA seit bald hundertachtzig Jahren unterwegs ist. Er ist aus meiner Sicht ein Verein, der sehr weitreichend und weitsichtig aufgebaut ist. Das heisst, ich kann mich eigentlich fast ausschliesslich auf das Verwalten beschränken. (lacht) Das ist natürlich etwas plakativ, natürlich muss man an allen Ecken etwas verändern.

Für mich ganz entscheidend ist: Das Ansehen von Architekten und Ingenieuren in der Schweiz ist viel zu tief. Über uns diskutiert man – mit Ausnahme der Stararchitekten – fast nur, wenn das Bauwerk aneckt, wenn es nicht in die gängigen Klischees hineinpasst. Oder aber wenn Kosten überschritten werden oder Schäden aufgetreten. Die meisten Bauherren regen sich auf, dass das Architekten- oder Ingenieurhonorar aus ihrer Sicht sehr hoch ist, wollen aber selten wissen, wie sorgfältig und intensiv da gearbeitet wird und was die Arbeit für einen Wert erzeugt. Sprich wir müssen uns besser verkaufen, wir müssen sehr viel stärker an die Öffentlichkeit treten. Das haben wir etwas vernachlässigt. Wir haben tolle und richtungsweisende Bücher geschrieben, aber immer nur für Architekten oder Ingenieure. Wir sind alle ein wenig Elfenbeinturmtäter. Die Architekturabteilung der ETH Zürich ist völlig am falschen Ort, sie müsste mitten in der Stadt angesiedelt sein, wo Architektur unabdingbar ist. Wir haben in unserem Berufsbild den Kontakt zur Gesellschaft etwas verloren. Wir haben das durchaus auch selbst verschuldet. Wir haben uns darauf beschränkt, ‹l'art pour l'art› zu machen. Fast alle Architekten und Ingenieure sprechen gerne vor ihren eigenen Berufsleuten, aber ganz wenige gehen hin zu den Menschen und erklären denen, was Architekten machen. Das ist viel schwieriger, weil sie in der Regel die berühmten

fünf Fragen stellen: Braucht es überhaupt Architekten? Sind sie nicht viel zu teuer? Können sie überhaupt was? Und so weiter… Immer die gleichen Grundsätze. Das zu ändern ist für mich die zentrale, wichtigste Aufgabe des Berufsverbandes.

So hat sich beispielsweise die Politik tendenziell von der Architektur verabschiedet. Wir müssen die Politiker auf das Thema Architektur sensibilisieren, die kulturelle Bedeutung und die soziale Verantwortung von Architektur hervorheben, was einen langwierigen Prozess bedingt. Ingenieure und Architekten in diesem Land waren in den letzten hundert Jahren wenig politisch, wir müssen mehr Farbe bekennen. Der SIA hat mit dem revidierten Raumplanungsgesetz im vergangenen Jahr das erste Mal eine politische Kampagne lanciert. Das ist für uns Neuland. Wir müssen mit Politikern sprechen, wir müssen sie überzeugen. Das ist gar nicht so einfach.

Unsere Herausforderung ist, dass Architektur überall stattfindet. Wenn man von Kultur – Kunst, Musik, Film, Tanz – spricht, dann muss man zu den Orten der Kultur hingehen, ins Museum, in den Konzertsaal, ins Kino. Es gibt spezifizierte Orte, wo diese Kultur stattfindet, wo man sensibilisiert wird. Ich muss entscheiden, wo ich hin will, muss mich mit der Thematik auseinandersetzen, muss etwas leisten, um diese Kultur aufzunehmen. Bei der Architektur ist es schwieriger: Es gibt keine Orte, wo Architektur nicht stattfindet, quasi omnipräsent ist. Das gibt den Menschen auf der Strasse das unterschwellige Gefühl, er müsse sich nicht speziell um Architektur kümmern, sie ist ja da. Das banalisiert die Architektur. Und das ist die grosse Herausforderung: Über etwas zu kommunizieren, das eigentlich immer da ist und irgendwann aus dem Bewusstsein entschwindet. Man muss schulen, dass man gute und schlechte Architektur nicht einfach aus dem Bauch heraus beurteilen und bewerten kann.

Wenn ich ins Opernhaus gehe und keine Ahnung von Opern habe, dann verstehe ich die Darbietung nicht oder nur bruchstückartig. Ich bekomme undifferenziert den Eindruck, dass da ein paar Leute mit grosser Aufregung ihre Stimme erheben, aber ich sehe die Zwischenfärbungen kaum. Wenn ich aber Opernfan bin, dann hab ich Vorarbeit geleistet, mich mit der Materie intensiv auseinandergesetzt. Wir müssen der Gesellschaft diese Vorarbeit abnehmen, sich mit Architektur- und Ingenieurbaukunst zu beschäftigen. Eine Brücke ist für 99% der Leute eine Verbindung über einen Taleinschnitt und nicht mehr. Dass sie auch schön sein kann, dass sie Ansprüche hat, dass sie auch materialtechnisch eine Herausforderung ist, dass die Landschaft gerade durch die Brücke inszeniert und gestalterisch dramatisiert werden kann, dass es eine Kunst ist, das zu machen, dass man von A nach B trockenen Fusses kommt, das ist den wenigsten Leuten bewusst. Dann haben wir als Fachleute meistens zu wenig darüber gesprochen.

Ein ganz wichtiges Instrument ist der Ingenieur- oder Architekturwettbewerb. Da wird öffentlich relativ stark diskutiert, aber meistens sehr polemisch. Es wird dann gesagt: Das erstrangierte Projekt ist doch viel schlechter als das Viertplatzierte. Wir müssen subtil über die vielschichtigen Qualitäten sprechen: Habt ihr gesehen, da ist noch ein Qualitätsfaktor, der nicht auf den ersten Blick erkennbar ist – und zwar explizit für Laien ausgedrückt. Mit anderen Worten und mit anderer Sprache. Das ist Ihre Aufgabe. Das Fachchinesisch ist unser Tod. Man sollte beispielsweise nicht von ‹Raumschichtungen› sprechen. Wie müssen von Räumen mit unterschiedlichen Qualitäten sprechen, die aneinander gereiht werden.

tr: Sie haben von der künftigen Generation gesprochen und gesagt, das Architekturdepartement der ETH Zürich sei am falschen Ort. Inwiefern bringt sich der SIA in die Lehre ein?

sc: Natürlich sind wir sehr stark daran interessiert, was die Lehre macht, denn sobald die Tür der ETH hinter den Absolventen zugeht, sind sie bei uns, sie werden täglich bei uns eingesetzt und sie müssen sich in der Praxis bewähren. Der Architekt hat ein wunderbares Studium, ein sehr strenges, aber er sieht in sehr viele Gebiete hinein. Dieses Interdisziplinäre ist für uns von entscheidender Bedeutung. Der Architekt, teilweise auch der Ingenieur, wird heute zum Generalisten geschult. Unser Anliegen an die Schulen ist: Gebt diese solide Querschnittsausbildung nie leichtfertig auf, das ist unser Kapital. Ansonsten haben wir nicht das Recht, in die Ausbildung einzugreifen. Wir können mithelfen, mitgestalten. Wir haben das Glück, dass die Mehrzahl der Professoren SIA-Mitglieder sind. Das heisst, wir sind auf den verschiedensten Ebenen dabei, ohne dass wir von aussen kommen. Aber wir haben klare Vorstellungen, was wir brauchen, draussen in der Praxis. Wir brauchen Leute, die die Normen lesen können, die sie verstehen können. Wir brauchen Leute, die interdisziplinär denken können. Wir brauchen Abgänger, die denken können, ganz grundsätzlich. Und die dieses Denken in richtungsweisende und kreative Ideen übersetzen können. Dafür setzen wir uns ein.

Stefan Cadosch, geb. 1964, studierte Architektur an der ETH Zürich und diplomierte bei Prof. Alexander Henz. Es folgte ein Nachdiplomstudium als Betriebswirtschaftsingenieur. Er führt ein eigenes Architekturbüro in Zürich, seit 1999 in Partnerschaft mit Jürg Zimmermann. Seit 2011 ist er Präsident des SIA im Teilzeitmandat, seit 2012 sitzt er im Vorstand der Schweizerischen Akademie der technischen Wissenschaften.

Das Gespräch wurde von Janina Flückiger, Julia Hemmerling und Stéphanie Savio im November 2013 in Zürich geführt und aufgezeichnet.